

IDI-INFORMATION

Nr.114

Dezember 2022



Die Teilnehmer der IDI-Tagung in Finkenwerder vom 14-16.10.2022

Von links hinten: Christiana Pucher, Gundi Egger, Max Faistauer, Angelika Polak-Pollhammer, Hannelore Decker, Erwin Messmer, Astrid Marte, Klaus Gasseleder, Josef Wittmann, Liselotte Wirsing, Annelise Zerlauth, Wolfram Neubauer, Elfi Neubauer-Theis, Bettina Bohn, Gerd Allmayer, Marianne Ehlers, Tony Ettl, Hannes Decker, Birgit Rietzler, Gerd Spiekermann, Lidwina Boso, Manfred Kern, Erna Rank-Kern, Claudia Scherer, Jean Francois Drozak, Berta Thurnherr, Hans-Dieter Mairinger, Gerlinde Allmayer, Dirk Römmer und Markus Manfred Jung. Nicht im Bild: Margit von Elzenbaum.

Inhalt

| | |
|---|----|
| Vorwort Präsident Markus Manfred Jung | 1 |
| Das war Finkenwerder | 3 |
| 2022 IDI op Finkwarder | 6 |
| Artikel aus der Zeitung RUF | 7 |
| Das Projekt „Badische Gutsele“ | 7 |
| Mundart als Literatursprache in der | 10 |
| Der Spieki | 15 |
| Jovana Nikic, ein neuer Stern am Berner | 17 |
| In Memorium Hermine Weixelbaumer | 19 |
| Müch, Möi, Muas | 20 |
| Vorhang auf für die Lyrik | 21 |
| Buchvorstellungen | 23 |
| Finkenwerder Impressionen | 24 |

Solli zämme un guete Tag liebi IDIlaner*innen,

erst vor kurzem haben wir uns in Hamburg zu einer gelungenen Tagung getroffen und gezeigt, dass wir gegenüber den schrecklichen Tagesereignissen im russischen Angriffskrieg gegen die Ukraine sowie bezüglich anderer wichtiger Sorgen rund um Corona-Pandemie und Klimawandel zwar nicht gleichgültig geworden sind, uns aber die eigene Resilienz gestärkt haben, nicht zuletzt durch unser Schreiben, aber auch durch unseren freundschaftlichen Zusammenhalt. Das Titelbild dieser IDI-Info 114 zeugt davon.

In unserer, wieder von Gerd Allmayer vorbildlich gestalteten und von Erwin Messmer redigierten Info geht es zuerst um unsere Tagung, über die unser Vorstandsmitglied Birgit Rietzler akkurat und sympathisch berichtet, ergänzt durch das launige Stimmungsbild auf Platt des Mitorganistors Dirk Römmer und den Zeitungsbericht von Gasthörer Uwe Hansen (Verein für Plattdütsch in Hamburg), aus dem ich zum Schluss meines Vorwortes gerne zitieren möchte.

Es folgt ein Bericht unseres Neumitglieds Thomas Heitlinger, über das Projekt „Badische Gutsele“, über das Ringen nach Anerkennung der fränkischen, alemannischen und kurpfälzischen Kulturarbeit in Nordbaden und die Präsentation der starken und immer einflussreicheren Internetpräsenz der im Dialekt Schaffenden dort. „Zur Mundart als Literatursprache in der Schweiz“ dürfen wir dann als Nachlese zur Tagung von 2019 in Stans einen kenntnisreichen Essay von Christian Schmid lesen. Erwin Messmer stellt uns die junge Schweizerin Jovana Nicic vor, die wir gerne als Mitglied gewännen, was mich wieder einmal erinnert, an euch zu plädieren, unbedingt jüngere Dialektschreibende für das IDI zu gewinnen. Dirk Römmer's klangvolle Verneigung auf Platt vor unserem Neu-Siebziger Gerd Spiekermann, der unsere Tagung so souverän organisiert hat, sowie der Ehrungstext zu „meinem“ Gerlinger Lyrikpreis, der uns alle ermuntern soll, an standard-sprachlichen Literaturwettbewerben mit Dialekttexten teilzunehmen, schließt der Berichtteil.

Ich beende meine Vorrede mit den besten Wünschen für euch und, wie versprochen, mit der Mahnung des betagten Dirk Hansen: „Denn mitünner vogeet wü in all de Diskuterrree über Gendern oder Denglisch, dat wü uns egentlech veel mieh'r um de egenen düütschen Dialekte un Spraaken kümmern schulln. Un vostoht mi nich falsch, dat hett nix mit Nationalismus to doh! Düt Kümmern is wichtig, denn achter jedeen darvun steiht en groot Stück Kultur.“

Machet s guet, eue Präsident Markus Manfred Jung

BUNDESKANZLERAMT  ÖSTERREICH

KUNST

Förderung der Tagung in Finkenwerder durch Kulturkreis Finkenwerder e.V., Plattdütschroot för Hamburg und die Behörde für Kultur und Medien



Hamburg

Behörde für Kultur und Medien

Redaktion: IDI-Vorstand
 Layout u. Bildbearbeitung: Gerd Allmayer
 Bilder: Manfred Kern, Gerd Allmayer
 Druck: Internet-Druckerei

Tagung des Internationalen Dialektinstituts IDI auf der Elbinsel Finkenwerder bei Hamburg vom 14. – 16. Okt. 2022

Freitag, 14. Oktober - Anreise

Teufelsbrück und zurück steht auf dem Schild beim *Fähranleger Rüschnpark*, wo die Fähre aus Richtung Hamburg direkt unter unserem Tagungshotel anhält. Die Blicke schweifen über die Elbe, auf der Boote und Schiffe ruhig dahinziehen. Mitten im herbstlich gefärbten Park steht das *Hotel Rilano*. „*Hier bliev ik geern*“, würde man auf Plattdüütsch sagen.

16.30 Uhr, Tagungssaal

Die 32 TagungsteilnehmerInnen werden empfangen von Gerd Spiekermann und Dirk Römmner, langjährige Mitglieder beim IDI, zwei Dialektautoren, die in Hamburg und Umgebung bekannt sind durch Buchveröffentlichungen, Lesungen, Radio- und Fernsehauftritte. Präsident Manfred Markus Jung begrüßt alle Anwesenden und dankt gleich zu Beginn Gerd Spiekermann, der die Tagung 2022 mit Unterstützung von Dirk Römmner organisiert hat. Die letzte IDI-Tagung im hohen Norden Deutschlands hat vor 36 Jahren stattgefunden. Ein besonderer Gruß gilt Uwe Hansen vom Verein für *Plattdüütsch in Hamborg*, ehemaliger Bürgermeister von Finkenwerder sowie Kurt Wagner, dem bekannten Ortshistoriker, und Thomas Kielhorn, beide vom Vorstand des Kulturkreises Finkenwerder. Beide Vereine sowie auch die Behörde für Kultur und Medien der Freien und Hansestadt Hamburg haben unsere Tagung durch Sponsorengelder großzügig unterstützt. Im Anschluss an die Begrüßungsrede werden nähere Details zum Tagungsverlauf bekanntgegeben.

17.00 Uhr, Vortrag Dr. Reinhard Goltz - Schollen auf der Wäscheleine

Sprachforscher Dr. Reinhard Goltz vom Institut für Niederdeutsche Sprache in Bremen hält einen interessanten Vortrag über seine Forschungen zur Sprache der Fischer in Finkenwerder, dem Finkenwerder-Platt. „*En Finkenwarder Jung, dat bün ik*“, sagt er und geht in seinen Ausführungen auch näher ein auf die Geschichte der Insel samt Seefahrt, Fischerei und Landwirtschaft und auf die Bedeutung als Industriestandort durch die damalige Deutsche

Werft und den Konzern Airbus heute.

Unser spezielles Interesse gilt den kulturellen Besonderheiten dieses Ortes, vor allem der Bedeutung der Dialektliteratur, dem Ruf des berühmten Finkenwerder Autors Gorch Fock, mit bürgerlichem Namen Johann Kinau. Sein großer Roman *Seefahrt ist not* wurde dreimal verfilmt. Aus derselben Familie stammte der ebenfalls sehr bekannte niederdeutsche Schriftsteller, Rudolf Kinau, der 30 Bücher geschrieben hat, eine große Vorliebe für den Dialekt hatte und insgesamt unvorstellbare 7000 öffentliche Lesungen gehalten haben soll.

Spannend ist auch zu hören, dass sich auf Finkenwerder die zwei Schriftsteller Fritz Stavenhagen und der Autor von Dr. Mabuse, Norbert Jacques, niedergelassen hatten.

Ein Interview mit Gerd Spiekermann und Dirk Römmner rundet das interessante Referat ab. Im Zuge dessen wird auch der soeben neu erschienene Gedichtband auf Plattdeutsch von Gerd Spiekermann mit dem Titel *Eilander* vorgestellt.

Der Freitagabend

lässt bei einem köstlichen Buffett samt *Schluck und Jau, Kööm, Beer un Wien* Raum für private Gespräche, Fachsimpeln, Austausch von Erfahrungen, neuen Ideen und Projekten.

Hier kann man sich neu anstecken lassen von der alten Begeisterung für den Dialekt mit all den Möglichkeiten, ihn lebendig zu erhalten. Beim *Snacken* mit Dirk erfährt man beispielsweise, dass er als Pastor auf St. Pauli und Finkenwerder seine Schäfchen mit Gottesdiensten auf *Plattdüütsch* begeistern konnte.

Samstag, 15. Oktober, Vormittag

Am frühen Samstagvormittag sind wir eingeladen zu einer Besichtigung des Montagewerks des Flugzeugherstellers Airbus auf Finkenwerder. Per Bus werden wir zum nahe gelegenen Firmengelände gefahren, das auf einem ehemaligen Wasser- und Sumpfgebiet, dem Mühlenberger Loch, erbaut wurde. Die Größe des Geländes könne man sich mit etwa 500 aneinandergereihten Fußballfeldern vorstellen, wird uns erläutert. Man chauffiert uns von einer Produktionshalle zur nächsten. Als einer der größten Flugzeugproduzenten der Welt erzeugt Airbus für seine Kunden derzeit u.a. Transportmaschinen zu einem Preis von 220 - bis 250

Millionen Dollar und plant, in naher Zukunft statt 37 Flugzeuge 70 Flugzeuge pro Monat auszuliefern. Angesichts der aktuellen Klima- und Energiekrise hat eine solche Auskunft Mühe, in unseren Köpfen zu landen. Aber die Inputs zu Triebwerken, Schubumkehr, Tragflächen und Landebahnen inspirieren uns Schreibende zu Texten, die hervorragend zum Thema der anschließenden Werkstattgespräche passen:

„An der Vogelfluglinie“ **Textwerkstatt Teil I.**

Die Eindrücke, die wir soeben bei der Besichtigung gemacht haben, fließen da und dort in unsere Texte ein. Die Köpfe rauchen, die Ideen steigen, die Anregungen landen auf dem Papier. Bis zur Mittagspause arbeitet es intensiv in den Gedankenproduktionszentren der Gehirne.

12.30 Uhr Mittagessen

14.00 Uhr - Das Ohnsorg-Theater

Das Nachmittagsprogramm startet pünktlich mit einem sehr interessant und lebendig gehaltenen Vortrag über das populärste Theater Deutschlands, das Ohnsorg-Theater in Hamburg. Der Schauspieler Christian Richard Bauer, Platt2Go Online-Experte des Theaters, erzählt uns von seinem Einsatz und seinen Erfahrungen in der noch immer blühenden plattdeutschen Theaterszene, in der jedoch die Wege oft genauso steinig und mühsam zu sein scheinen, wie in anderen Bereichen der Dialektkultur.

Hat Dialekt auf der Bühne noch Zukunft und kann man damit das Publikum halten? Seine Erfahrung zeigt: Ja, man kann das, sogar in einer Großstadt wie Hamburg, die Zuschauerzahlen beweisen es. Das Publikum ist allerdings etwas zweigeteilt, denn Plattdeutsch wird im städtischen Bereich kaum mehr gesprochen und vielfach nicht mehr verstanden. Neue Situationen erfordern neue Ideen. Am Ohnsorg-Theater wird nicht nur an den Stücken gearbeitet. Außer dem großen Theater gibt es seit 10 Jahren auch eine Studiobühne mit 70 Plätzen, auf der man sich speziell dem Theater für Kinder und Jugendlichen widmet. Es gibt einen Generationenclub, einen Jugendclub, einen Kinderclub. Ben Alm, ebenfalls Schauspieler am Ohnsorg-Theater erzählt, wie er mit anderen jungen Schauspielern den Dialekt erlernen musste wie eine Fremdsprache.

Es finden dazu extra Kurse statt. Um möglichst authentisch zu wirken in einer Rolle, in der man Platt sprechen müsse, sei es vorteilhaft, wenn die Schauspieler-Crew auch in den Pausen und in der Freizeit anfangs, im Dialekt zu *snacken*. Erwähnenswert ist noch, dass die Schauspieler vom Ohnsorg-Theater auch immer wieder an die Schulen gehen, womit sie gewiss das Interesse am Dialekt auf besondere Art und Weise wecken können. Während der anschließenden Diskussion berichtet IDI-Mitglied Marianne Ehlers kurz über ihre Erfahrungen zu Dialekt an den Schulen in Schleswig Holstein.

16.00 Uhr Textwerkstatt Teil II

Nach einer kurzen Kaffeepause vertiefen wir uns alle noch einmal in intensive Textarbeit. Im Anschluss findet eine Probelesung mit den entstandenen und mitgebrachten Werken statt. Danach wird der Verlauf des bevorstehenden Abendprogrammes besprochen.

18.00 Uhr - Abendessen

In Restaurant und Küche des *Rilano* scheint es an diesem Abend Stress und Einiges an Verwirrung zu geben. Die Nervosität überträgt sich auf uns, da doch ein Filmteam vom Hamburg Journal des NDR, welches unsere Abendlesung aufnehmen und am Sonntag im Fernsehen ausstrahlen möchte, gewiss nicht auf uns warten will.

20.00 Uhr – Öffentliche Abschlussveranstaltung

Alle finden sich pünktlich im Tagungssaal ein. Die große Lesung mit literarischen Kostproben von über 20 verschiedenen Dialekten der anwesenden Mundart-Autorinnen und -autoren ist, so wie jedes Jahr, ein besonderes Erlebnis. Nicht nur die Unterschiede der Sprachen und Sprachklänge, auch die literarische Qualität der vorgetragenen Texte fasziniert.

Wie man *Plattdüütsch* in Liedern und in Form von Kabarett auf die Bühne bringt, kann man zwischen den Leseinheiten auf höchst unterhaltsame Art erleben mit dem u.a. aus dem NDR bekannten Pianisten, Tenor und Kabarettisten Henning Kothe.

Sonntag, 14. Oktober

Der Abschluss unserer Zeit in Hamburg hätte nicht großartiger sein können!

Wir werden bei der Anlegestelle Rüschpark von zwei sehr motivierten Hamburger Jungs in einer

Hafenbarkasse abgeholt. Sie schippern uns direkt zum Hamburger Hafen, einem der Top-Containerhäfen weltweit. Seit 1189 prägt dieser Hafen das Geschehen der Stadt. Wir haben tatsächlich ein Riesenglück. Erstens hat der Himmel völlig aufgeklart, es ist sonnig und warm und zweitens stehen im Hafen zwei Containerschiffe, die zu den größten der Welt zu zählen sind mit ihren 399 Meter Länge, 52 Meter Breite und ihrer Ladung von über 20.000 Containern. Genauso zum Staunen bringt uns das gigantische Kreuzfahrtschiff *Queen Mary II*, welches Platz für 3000 Passagiere und 1300 Besatzungsmitglieder hat. Unser Guide zeigt uns bei der Werft Blohm & Voss eine der teuersten Privatjachten der Welt samt zwei Hub-schrauberlandeplätzen und einem integrierten U-Boot. Aufgrund des Ukraine-Krieges und den damit verbundenen EU-Sanktionen gegenüber Russland wird die Jacht hier noch länger auf ihren russischen Milliardär warten müssen. Zuletzt tuckern wir Richtung Köhlbrandbrücke und Elbphilharmonie und werden mitten durch die Speicherstadt geschleust. Wir können einen Blick auf die Baustelle *Hafencity* werfen, das derzeit größte innerstädtische Bauprojekt Europas, erfahren von den Plänen für das dritthöchste Gebäude und die größte Einkaufsmeile Europas. Dann steigen alle bei der Landungsbrücke aus, es findet große Verabschiedung statt. Und schon werden die IDIler und IDI-nerinnen einzeln und in Gruppen, samt Gepäck und Heimreiseplänen, vom Getriebe der Großstadt aufgesogen, in der sich die gigantischen Eindrücke der Hafenrundfahrt mischen mit solchen, die Gerd Spiekermann in seinem Büchlein *Eilander* beschreibt: **Helpen - Dor liggt - en Clochard - un höllt de - Hand apen - Di help ik nich - denk ik - un geev em - 5 francs.**

Birgit Rietzler

Bilder rechts:

- 1 Dirk Römmer und Dr. Reinhard Goltz
- 2 Gerd Spiekermann und Dr. Reinhard Goltz
- 3 Markus Manfred Jung und Dr. Reinhard Goltz
- 4 Christian Richard Bauer und Ben Alm
- 5 Henning Kothe



2022 IDI op Finkwarder

Dat güng los in Eustriek in Imst: 2021 weur dor de Dagfohrt vun't IDI, dat Internationale Dialektinstitut, dat lange Johren in Eustriek mit eenen-Vörsitter ut Eustriek un wat loter ut de Schweiz dör de Tied trudeln dä un nu al vele Johren eenen Vörsitter vun de Allemannenkant in Baden ut'n Swattwoold an de Spitz hett, Markus Manfred Jung.

Wi Plattdüütschen, de as Noordlichter to'n Deel al vun 1976 op an to dissen Vereen heurn dot, harrn de Idee, de Dagfohrt (de Liddmotten kummt ut Italien, Eustriek, Frankriek, de Schweiz un Düütschland) kunn ok mol wedder in'n Noorden to Beseuk wesen.

Dat letzt Mol harrn wi uns noch 1986 in Bad Bevensen tohoop mit de Bämsen-Dagfohrt droopen. Dat weur je langen her. Un so meenen wi alltohoop op' Letzt, de Plattdüütschen kunnen je doch mol in'n Noorden wat op de Been stellen. Merrn in de Corona-Tieden.

So sünd Gerd Spiekermann un ik bigohn un hebbt uns wat überlegt. Erst: wo? Un keumen gau op Finkwarder. Dat Eiland mit de velen olen Dichterslüüd ut de Kinau-Familie un ok noch anners wecke, mit Marine-Moler un de Speeldeel, mit Fischeree-Tradition un Kasbeern-un Appel-Buern op de Lünborger Sied, mit'n Kulturkrink, de ok n' Kulturpries vergeben deit. Un Airbus.

Man, wo kunnen wi nu bummelig 50 Lüüd ünnerkrupen loten un ok noch een Konferenz mit jüm afhölen? Kloor, in't Hotel. Dor geev dat je an de Elv dat, wat freuher ‚Golden Tulip‘ heten harr un nu op Needüütsch ‚The Rilano‘.

Vun wegen de ‚Pandemischen Tieden‘ güng dat allens gauwer un beter, as wi vermoden weurn: Rilano harr Platz, de Hambörger Behörd för Kultur un Medien harr noch wat in't Putt un ok de Kulturkrink un ‚Plattdütsch in Hamborg‘ hett uns Stütt geben. Hebbt wi uns al fix freit!

Wöörn sik ober Südlichter op Tour no de Noordlichter in Hamborg moken. lesenbohn ober Nacht un mit't Auto or Flegler? Dat leep ok beter, as wi dachen un wi weurn op't Letzt 35 Lüüd vun allerwogens ut Itolien, Eustriek, de Schweiz un Süddüütschland. Wat hebbt wi uns freit!

Ober nu: Wat anbeden? De Elv leeg je vör de

Döör un dat Ankomen kunn al über't Woter gohn. Dat Hotel hett 'n Anlegger vör de Döör, Airbus liggt blangenan, de groten un de lütten Scheep treckt di vör de Ogen vörbi, Dübelsbrüch op de anner Sied greut di über den Strom!... Man nich blots Touristensoken! Wi wullen je ok arbeiten. Mit Literatur un Warkstegen, Vördrääg un eenen Obend mit een bunt Dialekt- un Sprokengebruus.

Un so keum dat dinn ok: Dr. Reinhard Goltz, de op Finkwarder boorn is un in't Nedderdüütsche Institut in Bremen arbeiten deit, hett uns über ‚Schullen op de Wäschelien‘ - also Finkwarder Spezialitäten, de Dichterslüüd, de Sprook, de Geschichte un de Wirtschaft vertellt. Vele scheune ole un nee Biller mit bi. Dinn hebbt wi dat AIRBUS-WARK ankeken. Twee junge Schauspelers vun Ohnsorg, Christian Richard Bauer un Bernd Alm, hebbt uns vördrogen, wat för un mit junge Lüüd op de Been stellt ward un woans dat Publikum jümmer wedder nee anlockt warrn mutt. De Obend mit all de Dialekten wörr mit eenen Bidrag ok in't ‚Hamborg Journal‘ in't Feernsehn wiest. De Musik un 'n Stück Entertainment harr de Pianist un Tenor Henning Kothe lebert. Un an't Enn geev dat noch een famos Hobenrundfohrt rund um de groten Containerscheep, de Krüzfehrer as ‚Queen Mary 2‘, de ‚Cap‘ un de ‚Rickmers‘, vörbi an ELPHI un dör de Spiekerstadt mit'n Barkass von Ehlers. Mehr geiht nich!

Veel wöör klöönt un diskureert, fein hebbt wi eten un drunken, good slopen un veel heurt un sehn. So sünd an't Enn all uns Gäst tofreden un froh wedder tohuus seilt. Mit'n Flegler, mit de lesenbohn or jüm ehr egen Auto. Wecke sünd ok noch linger bleben. Dinn dat is doch so interessant un bunt bi uns in Hamborg, op Finkwarder un in Plattdüütsch-Land!

Un wi bedankt uns bi jüm all: De komen sünd, de betohlt hebbt, de vördrogen un vörsungen, utdacht un mitdacht hebbt.

2022 IDI op Finkwarder – dat weur wat!

Dirk Römmer, Tönning

Servus, Moin, Grüezi Hoi, Tach, Salü, Guude, Griaf di, Pfi at i!

An't letzte Weekenend harr ik en Inlodung van Gerd Spiekermann und Dirk Römmer. De beiden be-kannten Plattdütsch-Autoren sünd Lidt-maaten in dat Internationale Dialekt-Institut, een Voreen mit über 300 Autoren. Se harrn düsse Tagung in dat fi ene Hotel RI-LANO op Finkwarder organiseert. Alle IDI-Autoren schrievt Geschichten, Böker, Texte un Lyrik in jüm ehre Dialekte, de mit uns Hochdeutsche Spraak tosomen hangt, De also – so as Platt ok – alle as Hebammen, as Mudder Griepsch, för de Spraak gelln könnt, mit de wü uns as Düütsche, Schweizer, Elsässer un Eustrieker un noch veele annere Minschen über de Spraakgrenzen weg ünnerholn könt. Finanziell hett, blangn de Sartdt Hamborg, de Finkwarder Kulturkreis un mien Voreen „Plattdütsch in Hamborg“ de Tagung stütt. Un dat Fersehn hett in dat Hamburger Journal enen fi enen Bericht maakt. Dat Spiekermann un Römmer mit Finkwarder den richtigen Placken för de Tagung utsöcht harrn, hett Dr. Reinhardt Goltz de 36 Dialekt-schriever, Froons un Manns, kloor-mooken kunnt. Op Finkwarder op-wissen, hett he Spraakweteschoop studeert un sienen Doktertittel för een Arbeit über de „Spraak van de Finkwarder Fischer“ kreegen. Mi hett dat, wat ik vun düsse wichtige Tagung mitnomen heff, bannig gefulln. Denn mitünner vogeet wü in all de Diskutrerree über Gendern oder Denglisch, dat uns egentlich veel miehr üm de egenen düüt-schen Dialekte un Spraaken kümmern schulln. Un vostoht mi nich falsch, dat hett nix mit Nationalismus to doh! Düt Kümmern is wichtig, denn achter jedeen darvun steiht een groot Stück Kultur. Doarüm is dat ok en beeten schaad, dat düsse Tagung nich noch miehr Kultur-Opmerksamkeit fun'n hett.

Erschienen in der Zeitung RUF

Uwe Hansen

Das Projekt „Badische Gutsele“ Historie und Zukunft

Wer heute in Google nach den „Badischen Gutsele“ sucht, wird vielleicht enttäuscht sein. Es gibt einen Verweis auf die Seite, einen Link auf die gleichnamige wenngleich sehr lebendige Facebook- Gruppe, einige wenige Referenzen, und das war es eigentlich schon.

Tatsächlich steckt hinter dem Projekt ein Erfahrungshorizont, der bis in die 90er Jahre zurückreicht. Damals nämlich durfte ich auf Einladung einer Redakteurin im SDR an einer internationalen Mundarttagung in Dormagen teilnehmen. Schon in jenen Zeiten wurde über die Fragestellung der Repräsentanz von Mundartliteratur berichtet. Von der Schwierigkeit, Mundartbücher am Markt zu platzieren oder Besprechungen in Zeitungen oder anderen Medien zu erhalten. Und dabei war jene Zeit noch eher günstig im Vergleich zur heutigen: Buchhandlungen mit einer regionalen Ecke gab es überall; Digitalisierung in Form von Internet war weitgehend unbekannt und der öffentliche Funk war noch an lokalen Kulturformen interessiert.

Knapp 30 Jahre danach ist der gesamte diesbezügliche Kulturbereich gewaltigen Herausforderungen unterworfen, die kaum registriert oder und noch weniger im öffentlichen Raum diskutiert werden.

In Nordbaden verschärfte sich die Situation ab 2015 noch einmal deutlich: Der öffentliche Rundfunk, der z.B. die Mundarthörspielreihen in seinem Programm bereits stark reduziert hatte, stellte auch die verbliebenen regionalen Kulturangebote ein.

Damit ergab sich für zwei Jahre entgegen eines versprochenenen weiterführenden Konzepts – das schlussendlich bis heute nicht existiert – ein völliges Vakuum insbesondere im Bereich Nordbaden.

Wenn aber ein diesbezügliches Angebot erst einmal aus dem Radioprogramm gefallen ist, verschwindet gleichzeitig das Bewusstsein für das Vorhandensein einer regionalen Kultur, ja gar des geografischen Raums aus den Köpfen der Verantwortlichen. So erinnern sich noch viele an den Kommentar der damals zuständigen Rundfunkdirektorin im Rahmen der Gespräche

zur Mundartinitiative 2018 in Stuttgart, wonach es den Bereich Nordbaden gar nicht gibt. Im Gegensatz zu anderen Bundesländern, in denen regionale Kultur Wertschätzung erfährt, ja sogar im Gegensatz zu den favorisierten Regionen innerhalb Baden-Württembergs, wurde diese Aussage widerspruchlos zur Kenntnis genommen. Parallel dazu plant die verantwortliche Administration im Regierungspräsidium Karlsruhe keine Aktivitäten, die an einem seit her durchgeführten Runden Tisch zur Verbesserung der Situation protokollierten Situation umzusetzen.

Als Antwort darauf haben sich die Autoren der Region Nordbaden selbst organisiert, um die Repräsentanz ihrer Mundartkultur in der Region Nordbaden sicherzustellen. Bis heute ist aus verschiedenen Gründen eine Vereinsgründung nicht denkbar und wurde im Rahmen der dokumentierten Diskussionen im Mai 2020 als Ziel zurückgestellt. Die Frage der Notwendigkeit eines Kulturvereins hat sich überdies im Laufe der Zeit völlig überlebt und ist nicht mehr zeitgemäß.

Die Reichweite einzelner Autoren oder Kulturschaffender für ihre Werke ist zu niedrig, um einen Absatzkanal zu schaffen. Geschuldet der Digitalisierung und dem zunehmenden Bezug von Büchern über das Internet, vor allem durch Amazon, ergibt sich die Situation einer stark erodierten Anzahl von Buchhandlungen, womit ein extrem geschrumpfter Absatzmarkt für regionale Kulturprodukte einhergeht.

Die Idee, eine Internetplattform ins Leben zu rufen, die regelmäßigen Beiträge von Einzelaufordern veröffentlicht, erschien als ein Beitrag zur Lösung des Problems, der mit halbwegs erträglichen Kosten verbunden war. Konzeptionell stand dahinter die Absicht, die meist geringe Anzahl von Nutzern der individuellen Autorensseiten auf einer Hauptseite zu bündeln. Schon zum Zeitpunkt der Konzeption war klar, dass eine Website mit unorganisierten Beiträgen nicht erfolgreich werden könnte. Auch der künstlerische Beitrag allein ist nicht ausreichend. Daher wurde das Konzept um die Sparte des Essays sowie ein halbjährliches Treffen angereichert.

Drei Jahre später scheint das Konzept aufgegangen zu sein, es hat sich zum derzeit erfolg-

reichsten Mundart-Internetprojekt in Süddeutschland entwickelt. Die Bewertung erfolgt dabei bezogen auf die vorhandenen Plattformen zu dem Thema, auf die Anzahl der Beiträge von unterschiedlichen Autoren sowie die Kennzahlen des Internetaufrufes der Website. Das Konzept ermöglicht es auch, dass in relativ kurzer Zeit eine Ableitung auf andere Sprachregionen stattfinden könnte. Prinzipiell schwierig zu leisten ist jedoch der wider Erwarten hohe Wartungsaufwand, der zur Umsetzung der Konzeption geleistet werden muss.

Websites-Design, Content-Aufbereitung sowie die Bedienung des Blogs stellen für die oft nicht technikaffinen Autoren eine Herausforderung dar. Der Aufwand, den Blog am Leben zu erhalten, ist enorm und verlangt hohen finanziellen als auch organisatorischen Einsatz.

Das Blog-Projekt bedarf einer jährlichen finanziellen Zuwendung in Höhe von 1.500-2.000 Euro sowie einer wöchentlichen Betreuungsleistung von 4-10 Arbeitsstunden mit zum Teil täglichen Kontrollhandlungen, die heute privat oft am Limit geleistet werden müssen. Die technischen Herausforderungen der Administration (z.B. durch SPAM oder Denial-of-Service-Attacken, der technischen Verfügbarkeit oder Weiterentwicklung) sind neben allgemeinen Aufgaben (wie Organisation von Mitgliederzugängen mit Passworterteilung, Beantwortung von Benutzerfragen) enorm.

Die Web-Weiterentwicklung sowie die allgemeine Administration (z.B. mit rechtlicher Einwertung der Inhalte) beansprucht knapp 30% als dauerhaften Aufwand. Nicht zuletzt entscheiden die interessierten Aufrufer selbst über den Bestand der Plattform. Der Content des Blogs muss daher mit fast täglichen Beiträgen gefüttert und aufrechterhalten werden, um ein dauerhaftes Interesse zu gewährleisten.

Ergänzend dazu sind Satellitenstrukturen aus Facebook, Instagram und Youtube erforderlich, um den Content differenziert aufbereiten zu können.

Und nicht zuletzt stellt die Notwendigkeit zur permanenten Weiterentwicklung und Anpassung der Konzeption erhebliche Aufwände dar. Die steigenden Mitgliederzahlen (bei Facebook eine Verdoppelung pro Jahr) zeigen nicht, wie dringend notwendig es ist, Dialekt bzw. regio-

nale Kultur im öffentlichen Raum organisiert zu präsentieren, sie bieten auch langfristig die Möglichkeit für Werbe- und Marketingmaßnahmen bezogen auf ein interessiertes Publikum. Diese Möglichkeit kann dabei von Verlagen, von Veranstaltern oder anderen Gruppen erfolgreich genutzt werden und ersetzt am Ende die Distributionsmöglichkeiten, die früher die Buchhandlungen als Absatzmarkt eingenommen haben. Ob das Projekt dauerhaft auf 5-10 Jahre erfolgreich sein wird, ist heute noch nicht absehbar. In einer neoliberalen, indifferenten oder gar kulturdarwinistischen Umwelt muss der Fortbestand durch verschiedene Kooperationen ständig ausprobiert werden, um das Überleben zu sichern. Weiterhin werden kommerzielle Lösungen erforderlich sein, um den privatwirtschaftlichen Betrieb zu gewährleisten.

Eine Unterstützung aus der Administration, aber auch eine Zusammenarbeit mit den etablierten Mundartvereinen in Baden-Württemberg kann dabei nicht erwartet werden. Die Herausforderungen für diese Vereine sind ähnlich wie die für den Blog, jedoch erweisen sich die Vereinsstrukturen in der heutigen Zeit als eher hinderlich. Das dort vorherrschende Verständnis von sozialen Netzwerken und den damit verbundenen Herausforderungen und Chancen scheint stark unterentwickelt, womit der wesentliche Schritt in die veränderte Neuzeit ausbleibt. Die Umstände lassen sich jedoch nicht zurückdrehen. Verlage und Buchhandlungen kommen als Möglichkeit zur Distribution nicht mehr zurück. Ein totes Pferd kann man nicht reiten. Die Vorgehensweise des Blogprojekts war rückwirkend gesehen alternativlos, aber auch wegweisend. In jedem Fall zeigt das Projekt mit der vorliegenden Konzeption einen Ausweg aus der derzeitigen prekären Situation auf. Es wird kein weißer Ritter von seiner Wolkenburg zur Rettung herabgaloppieren. Klagen und Jammern hilft nicht. Entscheidend wird sein, ob das Projekt in der nächsten Phase ein tragfähiges Geschäftsmodell findet.

Und auch dies sei angemerkt: Obwohl das Projekt nicht politisch ist, ist es allein durch seine tägliche Präsenz ein Politikum gegenüber den Absichtserklärungen einer nicht handlungswilligen Administration.

Der Blog ist nun zwei Jahre alt und zählt in dieser Zeit knapp 700 qualifizierte Mundartbeiträge mit ca. 40.000 Aufrufen. Die Webseite wird am Tag zwischen 20-50 Mal aufgerufen, bei Promotion sind auch bis zu 100 Aufrufe möglich. Die Interaktionen liegen dabei zwischen 250-300 Aktivitäten in Summe.

Die zugehörige Facebook-Seite hat im Mai 2022 ca. 940 Mitglieder. Bei Promotion kann dabei ein Einzelbeitrag bis zu 2.700 Aufrufe erreichen.

Wie geht es weiter? Das Projekt ist derzeit zu erfolgreich, um es aufgeben zu können. In der Phase 2 muss daher der Blog mindestens seine Kosten tragen können, womit eine gewisse Kommerzialisierung erforderlich wird.

Grundprinzip bleibt in jedem Fall und in jeder Phase die Kostenfreiheit der Autoren; die Zielsetzung für eine weitere Phase 2+x ist es, die Autoren für die Beiträge mindestens anteilig und angemessen honorieren zu können.

Derzeit werden folgende Finanzierungsoptionen geplant:

- Veranstaltung von halbjährlichen Treffen mit thematischem Programm (ggf. in Kooperation mit anderen Vereinen)
- Nutzung von VG-Wort (Zustimmung aller Beteiligten erforderlich)
- Werbepartner aus der kommerziellen Welt
- Aufnahme von Werbung in den Blog
- Promotionen für Verlage/Medienhäuser
- Promotion für Autoren
- andere Kooperationen

Ideen auf der Ausgabenseite sind

- das Etablieren von Förderprojekten aus der Autorengemeinschaft (z.B. ein Mundartwettbewerb)
- die Erzeugung eines eigenen Labels zur Buchproduktion mit Vermarktung
- der Aufbau eines Agenturservice für Anfragen zu Mundartlesungen oder anderen Veranstaltungen
- die verstärkte Nutzung von Präsentationsmöglichkeiten wie Youtube für die eigene Darstellung
- der Ankauf von Content für eigene Promotion und vieles mehr.

Das Experiment des Blogs hat sich damit nach zwei Jahren als durchaus erfolgreich erwiesen, muss nun jedoch in die nächste Phase übergehen.

Schauen wir nach vorne. Die Reise geht weiter!

Thomas Heitlinger

Zur Mundart als Literatursprache in der Deutschschweiz

Unsere Mundarten sind als gesprochene Sprachen, mit denen wir unsere jeweilige Welt sprachlich bewältigen, ein offenes System von Gebrauchsformen, das sich laufend verändert. Woher jemand kommt, sei sie Zürcherin, er Basler, das Kind Obwaldner, erkennen wir vor allem an den Lauten. Welche Gebrauchsform wir in einer Sprechsituation spontan und weitgehend unbewusst wählen, hängt z. B. ab von den Gesprächsteilnehmern, ihrem Alter und Geschlecht, ihrer Herkunft, ihrer sprachlichen Sozialisation, ihrer Bildung, ihrem Beruf und ihrem Status. Sprachprägend ist auch die Gesprächssituation; ist sie privat oder öffentlich, ungezwungen oder formell, ist es ein Dialog oder Monolog, ein Unterrichts- oder Sitzungsgespräch, sprechen wir, während wir arbeiten oder nicht arbeiten, sitzen oder stehen wir einander gegenüber oder sprechen wir via Telefon, Handy oder Skype, sprechen wir in Radio oder Fernsehen zu einem großen Publikum. Zudem bestimmt das Thema die Wortwahl; d. h. geht es um den Alltag, den Beruf oder ein Fachgebiet, um Freizeit, Sport, Kultur, Mode oder Politik. Das alles bestimmt, den Sprechenden weitgehend unbewusst, Wortwahl und Sprechstil. Schreiben wir hingegen unsere Mundart, wird sie schriftsprachlicher Ausdruck. Wir wählen schreibend Wörter und Formen bewusst, wir formen, korrigieren und redigieren den Text, damit er entsprechend der gewählten Sprachform grammatisch und orthografisch richtig geschrieben ist, es sei denn wir verfassen spontan eine kurze E-Mail, eine SMS oder einen Chatbeitrag, ohne auf die Form zu achten. Geschriebene Mundart ist also etwas anderes als gesprochene Mundart; sie entsteht anders und man hört sie nicht, sondern liest sie. Das ist auch dort so, wo Geschriebenes Gesprochenes imitiert, z. B. in Dialogen von Erzählungen oder Bühnentexten. Mit dem Schreiben zerstört man immer einen Teil der Mündlichkeit, die zum Ausdruck gebracht werden sollte. Die Mundart, die er schreibe, sagt Kurt Marti in einem Gespräch mit Peter André Bloch, würde er «nicht einfach als eine Sprache definieren, die absolut spontan kommt»; er müsse vielmehr überlegen:

«Was brauche ich hier für Wörter, wie muss ich allenfalls einen Satz mit diesen Wörtern konstruieren.» Die meisten Mundartschreibern des 19. und der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts waren sich durchaus bewusst, dass sie den Dialekt, den sie schrieben, zu einer Literatursprache umformten. Simon Gfeller beschreibt in einem Brief vom 5. Dezember 1905 an den Maler Rudolf Mürger die Arbeit an der Sprache seines Erstlings «Heimisbach» als Auswahl- und Veredelungsprozess:

«Bis zur Druckreife wird's noch lange Zeit dauern, da ich ja nicht nur eine Erzählung schaffen muss, sondern aus dem Wust von Dialektausdrücken, Bildern, Redewendungen mir die Sprachmittel dazu zurechtmachen muss, wie ein Handwerker, der erst sein Werkzeug ersinnen muss, bevor er mit diesem Werkzeug schaffen kann. Ein Vorbild gibts nicht, da noch kein Buch in reinem Emmenthaler-Dialekt erschienen ist. Den gemeinen Gassenklatsch möchte ich nicht nachahmen, anders schreiben als gesprochen wird möchte ich ebenfalls nicht, so bleibt mir nur übrig aus dem dichten Wortgebüsch sorgsam das Pfeifenholz herauszuschneiden, auszusuchen was charakteristisch, kraftvoll oder zierlich oder sonst in einer Weise brauchbar ist.»

Die Frutigtalerin Maria Lauber stellte ihr literarisches Frutigdeutsch als Feiertagsform über die Werktagsform der gesprochenen Mundart. Sie schrieb 1965 im Vorwort des Gedichtbandes der Gesamtausgabe ihrer Werke:

«Der gröeser Tiil van däm, wan ig gschribe ha, han ig Frutigtütsch gschribe. I ha gäre wele, das näb em Patriziertütsch, nam Emitaller- un Oberlendertütsch og diz jüngscht Bärndütschchindli, öes Frutigtütsch, im Sunntiggwendi uf sis Poschtamenti chömi.»

Werner Marti schreibt im Vorwort seiner «Berndeutsch-Grammatik» von 1985, dass sein Hauptaugenmerk auf dem gesprochenen Berndeutsch liegt, das «in so mancher Hinsicht vom schriftlich fixierten und nur zu oft mit literarischen Ansprüchen belasteten Literatur-Berndeutsch abweicht».

Immer wieder wurde jedoch seit der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts und besonders auch von Vertretern der «modern mundart»-Bewegung behauptet, wer Mundart schreibe, be-

wege sich im Raum der gesprochenen Sprache. Mundart habe sich deshalb auf das Dokumentieren gesprochener Sprache zu beschränken. Weil dies einem Verbot gleichkäme, Mundart überhaupt kreativ zu schreiben, muss diese Forderung als unsinnig zurückgewiesen werden: geschriebene Mundart ist Schrift, gehört in den Raum der Schriftlichkeit und gehorcht dessen Gesetzen. Jakob Bühler, der Mundartstücke verfasste, behauptete 1938: «Darum ist es aber auch so unerhört schwer, gute Mundart zu schreiben, weil sie unter allen Umständen nur wirklich erzählt, nur gesprochen sein darf. Landschaftsschilderungen von einem unserer besten Mundartschriftsteller sind mir unerträglich, weil das niemand spricht.»

Landschaftsschilderungen gehören, etwa in Gesprächen über Reisen, sehr wohl zum Repertoire gesprochener Sprache. Bühlers Abneigung richtet sich jedoch gegen literarisch komponierte Landschaftsschilderungen. Sie können, wie Personen- und Situationsbeschreibungen, Teil eines literarischen Textes sein und stehen deshalb einem Mundartroman ebenso gut an wie einem hochdeutsch geschriebenen.

Auch andere Mundartautoren berufen sich gern auf eine Mündlichkeit, welche ihres Erachtens der Mundart inhärent ist und die Schreibenden von den mit dem Hochdeutschschreiben verbundenen Regelzwängen befreit. In einem mit Hans-Rüdiger Fluck geführten Gespräch von 1976 sagt Ernst Burren:

«Wenn ich Mundart schreibe, bin ich immer glücklich darüber, dass die Dressur, die ich im Fach Deutsch erlitten habe von den Lehrern, da nicht mitschwingt, was ich eigentlich immer wieder, wenn ich hochdeutsch schreibe, ab und zu merke. Dass ich merke zum Beispiel, wenn ich „dann“ schreiben will, dass mir die Lehrer gesagt haben, mit „dann“ beginnt man keinen Satz oder irgend sowas. Ich fühle mich da einfach ganz unbekümmert. [...] Es ist wirklich nur eine gesprochene Sprache. Es ist eigentlich absurd, alles aufzuschreiben. Man würde vielleicht gescheiter Schallplatten herausgeben oder nicht? - Ich weiss es nicht.»

Wie Burren behauptet auch Ernst Eggimann in einem Gespräch von 1976 mit Fluck, was ihn beim Mundartschreiben interessiere sei «nicht die gute Sprache, sondern die Sprache, wie sie

gesprochen wird». Aber beide Autoren, sowohl Burren mit seinen frühen Monologen wie auch Eggimann mit seinen Gedichten, schreiben genuin literarische Werke, welche in keiner Weise als schriftlich dokumentiertes spontanes Sprechen bezeichnet werden können. Das bestätigen auch ihre Antworten auf die Frage, ob sie ihre Texte überarbeiten. Burren antwortet: «Ja, viele Monate lang. Auch schon jahrelang, mehr als ein Jahr lang.» Eggimann sagt: «Ja, natürlich. Bevor sie gedruckt werden. Die liegen sehr lange herum und werden immer wieder umgeschrieben.»

Nur geschriebene Texte können liegen gelassen, überarbeitet und umgeschrieben werden. Geschriebene Mundart ist dort, wo sie nicht Transkript spontanen Sprechens ist, Schrift und unterliegt damit den Existenzbedingungen geschriebener Sprache. Diese grundlegende Tatsache hat für Mundartschreibende Folgen, welche Walter Henzen in seinem Buch «Schriftsprache und Mundarten» von 1954 klar erkannt und formuliert hat:

«Man darf sich nicht dem naiven Glauben hingeben, die schriftliche Verwirklichung der gesprochenen Sprache - und erst recht der Mundart - sei so leicht und selbstverständlich wie das Sprechen. Die Schwierigkeiten beginnen mit dem Augenblick, wo die schreibfähige Formulierung der Mundart einsetzen soll. Da erweist es sich schon, dass es nur recht wenige Meister der Mundartdichtung, d. h. Meister der Mundart gibt. Die Schriftsteller, die es unternehmen Mundart zu schreiben, sind alle ans Schriftspracheschreiben gewöhnt. Sehr viele sind es überdies gewöhnt, in der Schriftsprache zu denken. [...]

[Es] muss der Wahrheit zuliebe [...] eingestanden werden, dass nicht nur der grössere Teil unserer Mundartschriftsteller im Kampfe mit der schriftsprachlichen Eingebung, die es zu überwinden gilt, unterliegt, sondern dass auch verhältnismässig viel Mittelmässiges in Mundart geschrieben wird. Und das ist das Unerfreulichere von beiden. Es bedeutet für denjenigen, der die Mundartdichtung herzlich gern sich entfalten sähe, jedesmal keine angenehme Überraschung, gerade den Nachteil der Mundartdichtung wieder feststellen zu müssen, dass unter einer adoptierten Mundartform schrift-

stellerische Schwächen des Verfassers verdeckt sind, und dass eine zu zahlreiche Mundartliteratur vor allem dank der Unempfindlichkeit einer der Mundart zugetanen Lesergemeinde ihr idyllisches Dasein fristet.»

Keiner hat das grösste Problem mundartlichen Schreibens besser erfasst als Henzen: die schriftsprachliche Eingebung, die es beim Mundartschreiben zu überwinden gilt. Wer sich in der Deutschschweiz hinsetzt, um zu schreiben, unterliegt automatisch der für diese Tätigkeit eingeübten schriftsprachlichen Eingebung. Diese beeinflusst die Wortwahl, den Satzbau, den Textaufbau, also den ganzen Schreibstil. Überwinden lässt sich dieser Automatismus nicht durch eine Rückbesinnung auf den mundartlichen Sprechstil, der für den Bereich des Schreibens nur von marginaler Bedeutung ist. Überwinden lässt er sich nur dadurch, dass sich der bzw. die Mundartschreibende neben dem «Wissen wie» des spontanen mundartlichen Sprechens ein «Wissen dass» über seine Mundart aneignet, also eine Kenntnis der mundartlichen Grammatik, d. h. des spezifischen Wortschatzes, der spezifischen Formen und der spezifischen Muster des Satzbaus, und bewusst über sie verfügen lernt, um einen mundartlichen Schreibstil zu entwickeln. Denn Ursache für einen schlechten mundartlichen Schreibstil ist oft das fehlende «Wissen dass» in Bezug auf die Mundart, das in der Schule weder thematisiert noch eingeübt wird. Die meisten Mundartsprecher und -sprecherinnen sind nicht in der Lage, gesprochene Mundart auf einfache Weise ästhetisch zu bewerten oder zu beurteilen. Sie können keine Kriterien nennen, mittels derer das möglich wäre. Was als «gute Mundart» gilt, muss in der Regel nur wenige isolierte Bedingungen erfüllen; z. B. sollte der Relativsatz mit *wo* eingeleitet und im Mittelbernischen das Zahlwort *zwei* flektiert werden (*zwe Manne, zwo Froue, zwöi Ching*). Ist daneben auch der ganze Sprechstil hochdeutsch geprägt, fällt das nicht ins Gewicht. Das fehlende ästhetische Urteilsvermögen wirkt sich beim naiven Mundartschreiben, d. h. beim Schreiben ohne bewusste Kenntnis des mundartlichen Sprachsystems noch stärker aus, weil beim Schreiben die schriftsprachliche Eingebung bewusst überwunden werden müsste.

Drei Beispiele sollen das Behauptete illustrieren. In seinem Roman «Frou Irmas Lydeschaft» von 2000 schreibt der Berner Roger Steck:

«Die zwöi Attribut vo männlecher Würd und vätterlechem Beschützerwille hei jedem Bsuecher der erscht Ydruck vo der Atmosphäre ggä, wo i dere Bhusig herrscht, en unüberhörbaren Appäll, dass Grosvatters Geischt über alles wachet, wo i däm Deheimen isch u geit, en unübersehbari Ufforderig zum Glouben a Obrigkeit und gueti Sitte. Und ersch wär dür das wohlbewachete Nadelöhr gschloffte, wär heil a däm drohende Zerberus verby gwütscht isch gsy, het sech de imene fyschtere Vorruum umegfunde, wo zwo Türen i d Wohnzimmer ga Süde, zwo i Chuchi und Lavabot ga Oschte gha het.»

Der Einfluss des Hochdeutschen zeigt sich im Gebrauch von Adjektiven: *vätterlech*, *unüberhörbar*, *unübersehbar*, *wohlbewachet*, *drohend*; von Abstrakta: *Attribut*, *Würd*, *Beschützerwille*, *Atmosphäre*, *Appäll*, *Ufforderig*; im Gebrauch des mundart-fremden Verbs *sech umefinde* (sich wiederfinden) und im ganzen adjektiv- und substantivlastigen Stil, der starr wirkt und den Sinn stark verdichtet.

Auch im folgenden Text aus Esther Grünig-Schönis berndeutschem Erzählband «Spuren underem Schnee» von 1999 sind auffällige Germanismen nachweisbar:

«Vorem Fänschter bewege sech d Zweige vomene Boum. Si produziere Schätte, gseh uus wi d Glider vomenen Unghüür, zwäg zuezpucke, u se vilecht sogar use z schryssen us dere Geborgeheit. Es geit e chalte Nachtluft. Chlyni Räschte vom Schnee lige no uf den Escht. Aber ds meischte isch scho vom Luft abegwäjt worde.» Weshalb schreibt Grünig-Schöni in der ersten Zeile *Zweige* mit dialektfremdem Diphthong und weiter unten mundartnäher *Escht*? Die *Zweige produziere Schätte*, obwohl der technische Terminus *produziere* weder im Hochdeutschen gut gewählt wäre, noch der Mundart angemessen ist und eher durch einfaches *make* oder poetischeres *male* zu ersetzen wäre. Die Ellipse *zwäg zuezpucke* ist wohl dem hochdeutschen *bereit zuzupacken* nachgeschrieben; mundartgerechter wäre eine Relativsatzkonstruktion: *wo paraat isch zuezpucke*. Das Abstraktum *Geborgeheit* ist hochdeutsch

und ließe sich durch einen konkreteren, bildlicheren, der Mundart angemesseneren Ausdruck ersetzen. Im Ausdruck *chlyni Räschte vom Schnee* ist die Präposition überflüssig, wenn nicht gar falsch, besser wäre: *chlyni Räschte Schnee* bzw. *Räschteli Schnee*. Was soll bei *aber ds meischte isch scho vom Luft abegwäjt worde* die satzeinleitende Konjunktion und weshalb steht der Satz im Passiv? *Ds meischte het dr Luft scho abegwääit* wäre meines Erachtens die stilistisch bessere Konstruktion. Als drittes und letztes Beispiel ein Satz der Simmentalerin Maria Meinen aus dem Erzählband «Mys Täälti» von 1979:

«Verblüfft u znechtscht ratlos hii ali zur Tech uehi gstarret, der Her Profässer hett sich müesse setze u hett vor Lache weder chönne rede no öppis aordne.»

Der Satzbau, außer der Zeitform, und die Wortwahl sind hochdeutsch: *Verblüfft und zunächst ratlos starrten alle zur Decke hinauf, der Herr Professor musste sich setzen und konnte vor Lachen weder sprechen noch etwas anordnen*. Das traditionelle Simmentaler Wort für *verblüfft* ist *paff*, für *znechtscht zeerscht*, für *starre sture* oder eher *ggugge*, für *Techi Welbi* und für *anordnen befäle*.

Die drei Beispiele zeigen, dass sich eine schriftsprachliche Eingebung auf die Gestaltung von Mundarttexten insofern auswirkt, als der bzw. die Schreibende das „Wissen wie“ des Mundartsprechens weitgehend unbewusst mit dem schriftsprachlichen Schreibenkönnen koppelt. Die daraus entstehende geschriebene Mundart ist eine formal nicht bewältigte hochdeutsch-mundartliche Mischsprache. Das kritisierte Jost Winteler bereits 1895:

«Zahlreiche Produkte der mundartlichen Literatur sind bisher tatsächlich minderwertig, nicht bloß dem Stoffe nach, sondern auch der Form nach, und qualifizieren sich oft genug lediglich als mundartlich ausgesprochenes Hochdeutsch, mit hochdeutscher Satzfügung, hochdeutschen Wörtern und Wendungen und vor allem hochdeutscher Denk- und Empfindungsweise.»

Und Walter Henzen urteilt streng:

«Die Mundartdichtung, auch die ernst zu nehmende, ist jedenfalls immer noch zu sehr Übersetzung der schriftsprachlichen. Noch zu oft liegt das spezifisch Mundartliche nur in der

äußeren Sprachform, besonders den Lauten und einigen ausgesuchten Mundartaussdrücken, für Uhr, Rock, Tasche, Taschentuch, Kartoffeln, Taugenichtse, für hässlich, albern, weinen, schmeicheln und was dergleichen Ausdrücke mehr sind, mit deren Darbietung – wo nicht gar selbstgefälliger Häufung – man gern glaubt, seine Pflicht der Mundart gegenüber erfüllt zu haben. Dazwischen wimmelt es aber von gekünstelten stilistischen und gedanklichen Verknüpfungen, von unmundartlichen Wendungen und mundartfremder Hypotaxe. Dazu die entgleisten, weil einfach übernommenen Bilder.» Wer Mundart schreibt, muss also, mit Henzens Worten, die schriftsprachliche Eingebung überwinden und zu einer schreibfähigen Formulierung der Mundart gelangen. Das gelingt jedoch nicht mittels einer Berufung auf die gesprochene Mundart, sondern nur dadurch, dass sich der bzw. die Schreibende bewusst mit der Mundart als Schriftsprache auseinandersetzt und vertraut macht, mit Wortschatz, Wortbildung und Flexion, Satzbau und Textaufbau, Stil- und Ausdrucksmitteln, mit den unterschiedlichen Stilebenen geschriebener Mundart, die nur in der Auseinandersetzung mit der mundartliterarischen Tradition gewonnen werden können. Viele Mundartautoren und -autorinnen des älteren Mundartschrifttums bis in die Mitte des 20. Jahrhunderts waren jedoch solchen Argumenten, die sie auf eine literarische Arbeit verpflichteten, nicht zugänglich. Sie schrieben gegen die etablierte Literatur, verstanden sich als Bewahrer des Natürlichen gegen das Künstliche, des Echten gegen das Gekünstelte, des Wahren gegen das Verlogene, des Lebensnahen gegen das Lebensferne und des Eigenen gegen das Fremde. Mit ihrem Schreiben folgten sie nicht primär einem künstlerischen, sondern einem ideologischen Impuls. Diese Bewahrungshaltung prägte auch die Einstellung der Mundartschreibenden zur Sprache. Oft schrieben sie in der Absicht, eine bedrohte Mundart oder Mundartform zu dokumentieren und so vor dem Vergessen zu retten. Besonders häufig begegnete man dieser Absicht im volkskundlich orientierten, nichtliterarischen Mundartschrifttum, so z. B. bei der Thurgauerin Anna Elisabeth Forster in «Usem Schnitztrog» von 1998: «Ich habe die Alltagssprache vom Anfang

dieses Jahrhunderts aufgeschrieben, gehört, gesprochen und erlebt in einer Großfamilie von drei Generationen. Vielleicht darf das vorliegende Büchlein dazu beitragen, den Reichtum dieser Mundart wiederaufzunehmen und unseren Nachkommen zu übermitteln.»

Im seinem Erzählband «Wääntaaler Gschichte» von 1977, in dem der Autor Heinrich Hedinger Historisches aus der Region erzählt, schreibt er im Vorwort:

«De Verfasser prichtet i der hüttige Spraach vo däre Geged, will er für euses Züritütsch au na echli öppis häd welle tue.»

Eine sprachbewahrende und sprachdokumentarische Absicht steht nicht selten auch hinter dem literarischen Mundartschreiben. Carl Albert Loosli schreibt in den Vorbemerkungen zur zweiten Auflage seines Erzählbandes «Üse Drätti» von 1954, der Lebensgeschichte eines schalkhaften Emmentaler Bierfuhrmanns:

«Als, vor nun 45 Jahren, der Verfasser seine berndeutschen Prosaschriften «Mys Dörfli» (1910), «Üse Drätti» (1910) und, elf Jahre später, deren Paralipomena «Wi's öppe geit!» veröffentlichte, war es ihm keineswegs vor allem darum zu tun, die bernische Mundartliteratur belletristisch zu bereichern. [...]

Technik, Verkehr, Großhandel, aufstrebende wirtschaftliche Anforderungen, erwiesen sich zusammenwirkend als eigentliche Verstärkererscheinungen auch der abgelegensten Berggehöfte. Sie schleifen das urtümliche Sprachgut mit seinen lokalen Sonderlichkeiten täglich ab, polieren und verfeinern es, bis schließlich wenig oder nichts mehr davon übrigbleiben wird.

Der Verfasser suchte in seinen vorerwähnten Schriften wenigstens den Teil davon zu bewahren, der ihm noch von seiner Jugend her vertraut blieb, der jedoch weder vollständig noch andererseits dem heute lebenden, aufstrebenden Geschlecht, seinem ursprünglichen Sinn gemäss, durchgehend verständlich ist.»

Mag sich hinter Looslis Betonen des sprachlichen Realismus auch eine tieferliegende Motivation verbergen, nämlich sein Anschreiben gegen jede sentimentale oder bürgerlich brave Verfeinerung der Mundartliteratur, so ist sein Mundartschreiben dennoch geprägt vom Bemühen um sprachliche Authentizität. Dem Bewahren einer alten, authentischen Mundartform ist

auch Emil Balmer in seinen Schwarzenburger Geschichten von 1951 verpflichtet:

«Ich habe versucht, die alte Schwarzenburger Mundart möglichst getreu wiederzugeben, d. h. sie zu schreiben, wie sie wirklich noch gesprochen wird.»

Doch was heißt «Authentizität» angesichts der Tatsache, dass geschriebene Mundart in der Regel nicht schriftlich dokumentiertes Sprechen ist? Bezieht sie sich auf einen bestimmten Lautstand einer Mundart, auf einen zeitgebundenen Schatz an Wörtern, Ausdrücken und Wendungen, oder auch auf zeit-, orts-, situations- und gruppengebundene Sprachstile und Themen? Wie lässt sich diese Authentizität, wenn sie sich auf die Vergangenheit bezieht, nachprüfen? Tatsache ist zudem, dass Autoren, welche sich schreibend auch an authentischen Sprachstilen und Themen orientierten, diese Nähe zu einer lebensweltlichen Realität, vor allem wenn es eine Tabuzone des bürgerlichen Geschmacks betraf, immer wieder als ungehörig vorgeworfen wurden. Carl Albert Loosli warfen erzürnte Kritiker das Bäurische, Rohe und Ungeschliffene in seinen Erzählungen vor. Kurt Marti, der in der Alltagssprache der 1960er- und 1970er-Jahre über Themen dieser Zeit schrieb, hielt Sprachpfeiler vor, er verhunze die Mundart. Martin Frank sah sich mit seinen in der Mili-eusprache geschriebenen Homosexuellenromanen dem Vorwurf ausgesetzt, seine Bücher seien «eine Sauerei» und «für die Kloake». Nach Ansicht vieler traditioneller Mundartautoren sollte sich das Mundartschrifttum zwar der Lebensrealität der «kleinen Leute» annehmen, sie aber nicht ungefiltert wiedergeben, sondern literarisch überhöhen und im Sinne eines moralischen Imperativs für Erbauung und Volksbildung bearbeiten. Simon Gfeller schrieb zu seiner Erzählung «Schachelüt» von 1927: «Ich habe mit der Geschichte wenigstens einmal zeigen wollen, dass ich noch viel realistischer schreiben könnte, wenn ich wollte. Aber es kann meine Aufgabe nicht sein, alle Mistlöcher abzudecken. Viel lieber als all den Seelenpflücker zu schildern, will ich das Gesunde darstellen. Das Schlechte, auch wenn es in warnendem Sinne aufmarschiert, kann trotzdem noch reizen. Es haftet ihm etwas Fragwürdiges, Unfruchtbares an.»

Für die Literaturmundart hatte die Pflicht zu er-
bauen und zu erziehen zur Folge, dass sich ein
auf einen traditionellen Wortschatz aufbauender
Schreibstil entwickelte, der harte, krude Realitäten
verhüllend beschönigte mit maniert wirkenden,
schnörkelhaften Formulierungen. Wer sich kritisch
mit geschriebener Mundart beschäftigt, kann sich
der Pflicht nicht entziehen, das sollte deutlich
geworden sein, auch die Sprachform zu beurteilen.
Dabei ist, im Hinblick auf das Erörterte, meines
Erachtens Folgendes zu beachten:

1. Fragwürdige Kategorien wie «reine Mundart»,
welche auf der Bevorzugung älterer Mundartformen
basieren, sind, da sich die «Reinheitskriterien»
von Generation zu Generation verändern, weder
begründbar noch anwendbar.
2. Geschriebene Mundart lässt sich nicht auf
gesprochene zurückführen, weil sich das Verfassen
von geschriebenen Texten vom Sprechen im Alltag
grundsätzlich unterscheidet.
3. Mundart wurde oft nicht mit literarischer
Absicht im Sinn des Verfassens eines autonomen
fiktionalen Textes geschrieben, sondern mit
sprachpflegerischer oder volkserzieherischer
Absicht sowie zur Dokumentation meist alter
Lebensformen; wichtig für die Beurteilung
geschriebener Mundart sind für solche Texte nicht
primär literarische, sondern an außerliterarische
Zwecke gebundene oder auf ideologische
Absichten zurückzuführende Kriterien.
4. Den Mundartschreibenden sollen im Sinn
weitestmöglicher Entfaltung der literarischen
Kreativität keine Vorschriften gemacht werden
im Blick auf eine zum Standard erhobene
Schriftmundart. Möglich sein soll eine Entfaltung
der literarischen Kreativität im ganzen
Bereich von Mundart, Slang und Idiolekt.
5. Weil das Repertoire an Sprachformen und
-stilen im angesprochenen Bereich so groß und
der Bezug auf eine verbindliche Norm nicht
gegeben ist, muss bei der Beurteilung geschriebener
Mundart die schriftkünstlerische Beherrschung
der gewählten Sprachform, die sich im Text
als bewusst geformte stilistische Konsequenz
nachweisen lässt, im Zentrum stehen. Besonders
aufmerksam muss dabei geprüft werden, in
welchem Maß die geschriebene Mundart durch
die schriftdeutsche Eingebung,

d. h. das unkontrollierte Einfließen hochdeutscher
Elemente geprägt ist. Eine Ästhetik der Mundart
als Schrift- und Literatursprache ist nicht einmal
in Ansätzen formuliert. Mit Jürgen Hein ist daran
zu erinnern, dass die Frage nicht lautet, «was ein
Dialekt ‹kann›, sondern was ein Dialektautor
‹leistet›.»

Christian Schmid

Der Spieki

Op Steeg is he mit sien Fro Heike no Amerika
losbutschert un will dor an twee Stegen in New
Orleans in'n Süden un wat loter in de Neegde
vun Boston boben in'n Oosten Land un Lüüd
studieren un ok Verwandtschop besöken, de de
een vun sien Döchter anheirood hett.

Man an'n Anfang vun April hett he sien 70.
Geburtsdag fiert. Bi sik tohuus.

Un vele sünd komet un hebbt em groleert un
de Hand drückt un em mol in'n Arm nohmen.
Dat dörfst du je in'n Ogenblick jüst wedder.
Dat geev Artikel in't Blatt, wo nochmol oplist
wöör, woso Gerd Spiekermann för de Hambörger
un de Noorrdüütschen un de Tokieker in't
Feernsehn un de Hörer in't Radio un de Leser
vun gode plattdüütsche Böker un de Minschen,
de to Vörlesen un Vördrääg vun Gerd in'n
Sool op de Bühn or ok blots in'n Kroog an
de Eck opdükert, so wichdig is. He kann je
allens, wat nödig deit för Kunst un
Entertainment. He kann Minschen glücklich
moken un ernst nehmen, wo he jüm dröppt.
Se lacht un sünd vergnöögt. Un liekers ward
ok de eernten Lebensthemen nich ünner'n
Disch kleiht. So is he för mannigeenen,
de em dropen deit, een Therapeut, een
Seelendokter un Helper. Mien Artikel muss
fix lang warrn, winn ik allens optellen wull,
wat nu to dit Geburtstagsjubiläum wichdig
is. Wi griep dorüm blots een paar Themen
bi de Plünnen: As Autor hett Gerd Spiekermann
de plattdüütsche Literatur, as he mit
Schrieben anfäng, nee Wegen

wiest. Dat tutige plattdüütsche Schrieven un de „Och-hott-nee-Geschichten“ hett he an de Sied schoben un veel junge Lüüd anstött, wat se sik ok dolsett un wat to Papier bringt. Nee Themen, nee Vertellen, nee Literatur.

De Radiomann hett ut de noorddütsche Welt op Hooch un Platt vertelt un mit sien Kolumnen or Höörstücken bi „Höör mal ‘n beten to“, mit sien Hobenkonzerten in’n Funk morgens Klock 5 vele Stünnen Radio füllt un mit sien Moderationen op de Bühn Minschen för vele Stünnen glücklich mookt, wat se sik wedder jung un frisch föhlt hebbt. Dat is grote Kunst, dat kann Gerd ut’n ff un dat mookt em so licht nich vele no!

Aber nun werde ich doch nachdenklich, wo ich so dialektal vor mich hinschwatze, mich in Plattdeutsch hineinschraube und den Anschluss zu den LeserInnen eventuell verschenke. Daher der Wechsel der Sprache jetzt!

Das bisher Gesagte ist wohl klar: Gerd Spiekermann hatte Geburtstag, ist 70 Jahre alt geworden und hat zuhause gefeiert, hat das Land jetzt für viele Wochen verlassen, um Amerika noch unsicherer zu machen, als es sowieso schon ist, und wir verdanken diesem Jahrzehnte lang Schreibenden, Dichtenden und in vielen Medien Tätigen Anstöße, Wegweisungen, feine eigene Texte, viele Sendungen in Funk und Fernsehen, auf Bühnen und in Theatern oder auch Predigten in unterschiedlichen Gottesdienstformen, denn er ist auch ein frommer Mann.

Das macht ihn singulär, das macht ihn zu einem guten Freund und verlässlichen Partner auf sehr verschiedenen ‚Dampfern‘ und zu einem, den viele gern dabei haben möchten, der Veranstaltungen und Treffen schmückt und dann, wenn er seinen Humor losbindet, etwas Betörendes, Mitreißendes und Umwerfendes hat! „Skuril“ ist mein Lieblingsbuch, das er bereits früh 1983 schrieb. Jetzt schon auf dem Weg zur Goldenen Hochzeit, gesegnet mit Kindern und Kindeskindern sowie seinen vielen Pflegekindern, um die seine Frau Heike und er sich seit Jahrzehnten vorbildlich und verantwortungsvoll immer wieder neu kümmern, heißt dieses Buch ‚Mien halve Fro‘.

In der titelgebenden Geschichte sorgt sich der Erzähler um die abnehmende Substanz des

Körpers seiner Frau, mit der er zusammen lebt. Andern Menschen fällt das nicht auf. Im Bett klappt alles wie gewohnt. Als er am nächsten Tag von der Arbeit heimkehrt, ist sie nur noch halb. Aber es macht ihm nichts mehr aus. ‚Und da hab ich Ochse nun ne ganze Nacht bald nicht in den Schlaf finden können!...‘

Wer das Absurde nicht so sehr schätzt, findet unter Spiekis vielen Büchern auch das liebevolle Kinderbuch ‚Geesche geht op Tour‘, mit dem er seiner ältesten Tochter Geeske ein Geschenk machte.

Ich will sie nicht alle aufzählen, Gerd Spiekermanns Bücher oder ‚Werke‘. Bei mir im Schrank stehen 12 mit ganz unterschiedlichen Themen und Schwerpunkten. Es gibt aber viele mehr, und wenn er mit Heike aus Amerika heimkehrt, ist sicher so viel Stoff und Erlebtes mit nachhause gekommen, dass daraus wieder Vieles, Geschriebenes oder Erzähltes, entsteht. Gerd ist also noch immer voll im Saft.

Der niederdeutsche Erzähler und Entertainer, der feine Kerl Spieki soll hochleben. Und wir rufen ihm noch ein paar verspätete Glückwünsche und unseren ganz großen Dank für Freundschaft, Engagement und Können, für Wegweisung und beglückende Lese- und Hörstunden hinterher.

‚Un wi roopt di to: Mook so wieder!‘

Dirk Römmer



Dirk Römmer und Gerd Spiekermann

Jovana Nikic, ein neuer Stern am Berner Mundarthimmel

Die junge Slamerin und Poetin Jovana Nikic, Jahrgang 1999, habe ich am *Mundartfestival Arosa 2021* kennengelernt und dort auf der Bühne erleben können. Von Bänz Friedli, dem künstlerischen Leiter, wurde sie am Ende der Veranstaltungsreihe zu Recht als eine der grossen und überraschenden Entdeckungen bezeichnet. Nikic ist ein geborenes Bühnentalent, das ein Publikum im Nu in seinen Bann zu ziehen vermag. Einige der hier abgedruckten Texte trug sie in Arosa vor – nicht tintenfrisch, diese Zeiten sind längst vorbei – aber handyfrisch. Sie tippte diese während langer Nächte in der Hotellounge in ihr Multitask-Apparätchen. Jovanas Orthographie ist noch im Entstehen begriffen, sie schreibt vorderhand noch im Hinblick auf ihre Bühnenauftritte, die zurzeit zahlreich sind und die sie von einem Slam-Wettbewerb zum nächsten treiben. Bei unserem Treffen in einer Berner Bar haben wir, wenigstens ansatzweise, versucht, ein wenig Konsequenz in ihre Rechtschreibung zu zaubern. Doch muss jeder Autor im Hinblick auf eine mögliche Publikation ein Leben lang an der Perfektionierung seiner Orthographie arbeiten, wie ich aus eigener Erfahrung weiss.

Die in der Schweiz aufgewachsene und in Belp bei Bern wohnhafte Jovana Nikic ist für die Bühne wie geschaffen: «I chume komplett us dr Theaterschine use» sagt sie über sich selbst. Sie begann schon als Kind zu schreiben, inspiriert von ihrem serbischen Vater, der Gedichte in seiner Muttersprache verfasst. «Wan äär cha, das chani oo», lautete die rotzfreche Devise des Kindes, und so entstanden dann spielerische «sinnlose Sätze», an denen die kleine Jovana einfach ihre Freude hatte.

Im Alter von etwa 15 Jahren inspirierten sie dann erste Verliebtheiten zu ernsthafterem Schreiben, alles immer auf Hochdeutsch. Stets spielte sie auch Theater und verfasste dafür nicht selten eigene Szenen. Auch heute schreibt sie ihre Texte, oft Gedichte, häufiger in der Standardsprache Hochdeutsch als in Berner Mundart, zu der sie sich lange gar nicht befähigt fühlte. In einem Workshop am Gymnasium, mit den Slam-Schweizermeistern Remo

Rickenbacher und Remo Zumstein, ging ihr schliesslich der Mundartknopf plötzlich auf, vor allem auch deshalb, weil besonders Zumstein sie zum Wagnis Poetry-Slam ermunterte. «He Modi, das chasch du doch so guet, mach wyter!» Weil in der Slamszene sehr oft in Mundart performt wird, entdeckte sie ihre Muttersprache als ein Medium, in welchem sie ihre Emotionen «am direktesten ausdrücken» kann, wie sie heute sagt. Im «Generationen-Tandem», einem Verein, der sich die Verständigung zwischen den Generationen zum Ziel setzt und für den sie mehrere Artikel geschrieben hat, begegnete sie schliesslich dem Kabarettisten und Autor Bänz Friedli, den sie interviewen durfte. Dieser erkannte sogleich ihr grosses Talent und lud sie nach Arosa ein.

Nikic studiert im 4. Semester Philosophie an der Uni Bern und möchte nach dem Bachelor-Abschluss einen Masterstudiengang in Angriff nehmen: ein Oxford-Studium namens Plep (Political, Legal and Economic Philosophy). Warum hat sie sich ausgerechnet für Philosophie entschieden? «Ich bin ein unschlüssiger Mensch, und wenn ich zum Beispiel Biologie studieren würde, bekäme ich spätestens dann Probleme, wenn die schwierigen Prüfungen auf mich zukämen. Philosophie ist ein weites Feld, man hat ein grosses Spektrum von Themen zur Auswahl, und das Universale an diesem Fach hält mich auf Trab.»

Ob die philosophischen Früchte bereits in ihren Texten reifen? Urteilen Sie selbst!

Erwin Messmer



Jovana Nikic

D Aareschleife

Dert wo d Aare drum um rünnt;
Der bescht Kuss
Dert wo d Aare drum um rünnt;
Der feinscht Duft
Dert wo d Aare drum um rünnt;
Z' schönste Biud

Lügner

Nierner cha so schön sii wäbä,
Wörter anenander chläbä
Nierner cha so schön sii löfflä
und eim Honig um z' Mu tröpflä
wi du

's Matterdörfli

Hommage an Mani Matter

Ufem Matterhorn ganz guet versteckt, da ligt es Dörfli, vo welem ig euch verzeue wett. Es git Lüt die würde alletwäge nie iz Matterdörfli so wie ig ize hie, wöu si Hemmige hei. Hemmige vorem Zouberwort wo muess gsproche wärde, dass das Dörfli erschint. Kes Abra-kada-bra oder Simsalabim, jede Bärner kennts u au angere o, weis gern ghöre, chöntes o ussprächä aber nie wie Bärner betone; äüä. U säubst mir Bärner säges usserhaub vo Bärn nid gärn us Angst es sig vergäbä we miirs würde mache u d Lüt ner afö lache.

Aber hesch 's Zouberwort drümau gseit, geit im Matterhorn es Törli uf. Es Dorf. I dem Dorf da geit der Wecker vor. Am Morge 5 Minute z früeh lütet er aune iz Ohr, we si ne umsteue si si z' Nacht z' spät im Bett drum si si froh geit dä Cheib vor.

Und bim Coifför da hets Spieglä, wo sech i de Spieglä spiegälä, bis d Spieglä i de Spieglä d Spiegeligä widerspieglä und vom ganze Spieglä d Lüt sech d Serviette vom Liib rissä, mit entschuldigende Wort usem Salon stürme bevor si überbissä. Nid nur wäg de Spiegeligä vo dä Spiegeligä i dä Spiegelige sondern ou wäg de Witze vom Coifför, wo nie ä Lacher uf sech het chönne la sitze. Der Däläbach Kari, der letst Coiffeur wo si hei gha, bis er z' Matterdörfli und die Ärdä ganz het verla.

Und i dem Dörfli da läbt o der Heinz, ä Arzt

wo 's eifach nid versteit z Frouezimmer nid u d' Psyche vo der Frou, und Politik und z' Stürbüro, aues ä super Gou. Sis liebste Thema: Grächtigkeit, sis Krypto-nit, und da gits ä Satz vo ihm wo geng aune blibt:

«Dene vos guet geit giengs besser
Giengs dene besser vos weniger guet geit
Was aber nid geit ohni dass 's dene
Weniger guet geit vos guet geit»

Und wies i nem Dörfli so isch: ou z Matterdörfli het si Stammtisch. Zu dem ghört ou der Sidi Abdel Asar vo Spreitebach wo znacht nid guet cha schlafa i de Trainerhosa. I sim VWGolf isch härägfara uf der Suechi nach chli Marihuana, wöu z Heidi het ihm d Luft verschlaga. Jaja Heidi Heidi aui weidi. I sim Drama brucht er ä Barma auso isch viu i derä Bar da und wies so isch, am Stammtisch bricht ä hizigi Dis-kussion us, si rede anenang verbi der Fritz dä chunt nie z Wort und der Sidi redt em Heinz geng dri. Wie? Was seisch? Rüeft Sido, lue Z Bier isch läär, du trinksch nümm wyt! Los, bi däm Mordstonnerslärm
Rüeft der Fritz , da ghör i nüt
Und i dem Dörfli gits ou d Liebi. Dass der Früehlig chunt gspürt ou der Sidi in Gedanke a sis Heidi – aui wei di – doch der Sidi weiss: I nä Golf da stigt si nid i. Si setzi sech fürs z Co2-Gsetz i und unnötig Umefahre gsäch si nid i. Klar sone Tesla isch tüür und uf sone tüürä Handu geit me nid i, doch scho lengers überleit sech Sidi für z Heidi es Teslaleasing.
Und wenn dir gnue heit vom Matterdörfli und denä schregä Lüt, de schreiet lut: «i bi ne Zürcher»
und z Matterdörfli verschwindet. Si fahrt i a dem Bahnhof d' Ysebahn nach Züri.

Jovana Nikic

Der Simon het es Hergöttli bsteut

Wies so isch amene heitere Abe, die einti Rundi wird nach der angere bsteut. Vor Ort zwe Strasehockeiler: der Kusi und der Simon. Drü Ringer: der Till, der Tobi und der Sändu, d' Fründin vom Till, Sylvia und ig, ä Quoteseccondo. Im Heimetli hocke mir. Ä Bar wo der Name Programm isch und ig aus vouintegrierts Urgestein

dert inne, aus würdi o scho zum Inventar ghöre. So die ganzi Gruppe. Letschti si mir auso dertä Donnsti Abe, Vize-Friti, für d' Studente ungerüs, auso ä normalä Mäntimorgäusgang. Wies so isch wenn mä Rundi um Rundi bsteut, eine bsteut ohni z frage, die angere sufe, niemer beschwärt sech, der Till und d Sylvia stürme ob ize nid der WC-Dechu ä SCB-Überzug überchunnt, und der Simon u der Sändu rede über di neuu Barmaid und was de die für nä Fäger wäri, ohni z realisiere, dass si jedes Wort ghört, doppelt so aut isch und nid umzvereckä ä 22-jährige Fründ brucht wo der Ungerschied zwüsche «das» mit eim s und dass mit zwöi s nid kennt.

D' Gleser si läär und der Sändu seit hoch erfreulich: «Nomau ä Rundi, für mi ä Fläschä». Der Till bsteut es Huswhisky Cola, d' Syl-via ä Gsprützte Wiisse, süess aber gärn chli äxtra süess, ig es Kafi Haag, der Simon es Hergöttli und der Tobi ä Amaretto Energy, und der Kusi ä Gin Tonic. Plötzläch schreckt Sandro zrüg und luegt drii wi ä Chue wo grad ä Blitz het gse. «Simon: Was Hergöttli? Chasch säuber zalä? Sone Seich! Nimm doch o ä Fläschä oder ä Stangä aber doch kes Nasewasser.» Simon: «I muess morn uf d' Buez, Hergöttli stimmt scho, när muessi tubä und ungerä, weni wider plüttervoue heichume de isch mit der Sabrina nüm guet. Und de isch de für mi o nüm guet.» Till mischt sech dri: «Du Simon. Isch aues ir Ordng be dir? Hesch wöuä redä? Es Hergöttli ... ds töönt aus wäärsch psy-chisch grad chli imnä Loch.» Simon ganz verduzt: «Nei isch aues ir Ordng i ma nüm suufä.» Der Till wändet sech wieder zum Sandro. «Was mache mir? Dem geits äüä wüch nid guet.» Sandro ganz dü-renang seit: «Wart i ga ga guogle ... Hm ja ja okay.» Wändet sech wieder zum Simon: «Hesch du es Stäche im Brustberich?» Simon: «Nei ä-ä, nid dasi wüsst.» Sandro: «Weisch es würd scho Sinn mache, sones Härzchriesi, mit dem isch nid z gspassä ...» Und da schautet sech scho der Tobi, der Moralapostu vom Dienst i: «Meine Güte lööt nä doch, er ma nid suufe, zwinge muesch niemer zum Trinke, Reglä 7 im Handbuech für Trinke.» Simon nickt. «Los», seit der Kusi, «ds geit nid, öppis stimmt nid, i wär vo Anfang a fürä Notdienst gsi, wanner ize grad wüch ä Härzbarake het oder no schlimmer, was wanner ganz ufhört trinke. Aber i ha geng gwüsst sit de

ize i derä Kita schaffet, im Ziviudienst, isch dä nüm be sich. Vil-lech isches o es Börnout.» Aus wäär der Simon nid da, rücke aui nööcher wi be rä Nato- Kriisäsitzig und bespräche z' Vorgehä. D Bar-maid steit scho gnärvt da und bereitet die Getränk vo aune angere, wartet aber no uf z Votum vo de rästlächä Bier-Natomitglieder, um grüens Liecht z becho für z' Herrgöttli vom Simon. «Mir bruchä ä Lösig» göisst Till, Kusi luegt aui Notusgäng a, er Sylvia isch das Ganze chli z vii, u z emozionau und si brucht ize ä Shot wöu ihri Chatz gester o gstorbe isch, und wenn der Simon ize o no stirbt, si das nid cha verchraffte. Der Kusi het bereits Projuventute, z Rote Chrüz und aui ihm bekanntä Hiufswärch kontaktiert. Ersch be dä Nid-Anonyme-Nid-Trinke fingt er Antworte: «Mängisch wett me nid trinke, und das isch ir Ordng.» Ihm git die Information der Räscht. D' Nasa isch ize o ir Leitig, der Schwitzer und der amerikanisch Gheimdienst wo empfiut Brooklinbier intravenös z sprütze um ä akute Promillverlust z verhinder. Sirene töne, Enzian stürmt ine, aber vom Simon kes Spürli meh und ufem Tisch es läärs Hergöttliglas.

Jovana Nikic

In Memoriam Hermine Weixelbaumer-Zach

Seit der Epoche der Wiener Kaffeehausliteratur, wissen wir, dass viele Autoren ihre Werke in einem Kaffeehaus geschrieben haben. Bis zur heutigen Zeit steht das Wiener Kaffeehaus für eine Werkstatt der künstlerischen Inspiration für Autoren aus aller Welt. Weil Café und Literatur so ausgezeichnet zusammenpassen, hatte die Niedersillier Bildungswerkleiterin Gerlinde Allmayer die Idee, den örtlichen Veranstaltungssaal Samerstall in ein Café umzuwandeln und eine Gedenklesung an eine Salzburger Dichterin abzuhalten.

Eine außergewöhnliche Dichterin aus dem Pinzgau, geboren in Embach, war neu und wieder zu entdecken: Hermine Weixelbaumer-Zach. Sie ist im Jahre 2000 viel zu früh von uns gegangen. Max Faistauer, Karl Müller und Gerlinde Allmayer lasen Texte aus dem Nachlass und erinnerten an eine Mundartautorin von Gnaden und an eine Frau, die herrliche, ins Existentielle

reichende hochsprachliche Literatur verfasste. Dem Vorurteil, Mundarttexte seien nichts als sentimentale Wald- und Wiesengedichte, wird durch ihre Dialektgedichte jeglicher Boden entzogen. Denn hier spricht eine Lyrikerin und Prosaautorin, die keine heile Welt besingt, sondern den Riss, der durch die Welt geht, sieht und zeigt. Für viele Mundartautor*innen von heute ist sie das große Vorbild der Salzburger Dialektdichtung und mit ihrer hochsprachlichen Dichtung eine unentdeckte Größe.

Das Publikum im Samerstatt war berührt von der Kraft der Texte und hörte aufmerksam zu. Es war so leise im Saal, dass man die berühmte Stecknadel fallen gehört hätte.

Die „Elstätzingler Musikanten“ – großartige salzburgisch-oberbayerische Volksmusikant*innen, haben diesem Nachmittag eine ganz besondere und zusätzliche Note verliehen.

Hier soll auch noch erwähnt werden, dass es viele helfende Hände braucht, um eine derartige Veranstaltung reibungslos durchzuführen. Den Kuchenbäckerinnen, Sessel- und Tischträgern, ServiererInnen, Kaffeeköchinnen sei gedankt. Alle Texte, die gelesen wurden, stammen aus dem Buch „Wer deutet wohl die Zeichen?“, das über das Bildungswerk Niedersill erhältlich ist.

Maya Rell



Karl Müller, Gerlinde Allmayer u. Max Faistauer



Die „Elstätzingler Musikanten“

Müch, Möi, Muas

Das Internationale Dialektinstitut war heuer bei der 35. „Niedernsiller Stund“ gleich durch drei Personen vertreten. Max Faistauer, Angelika Polak-Pollhammer und Gerlinde Allmayer präsentierten zum Thema „Müch, Möi, Muas“ kulinarisch poetische Texte. Das IDI Trio wurde von Maria Junger, Bergbäuerin und Köchin, lautmalerisch im Niedernsiller Ur-Dialekt unterstützt.

Die Dichterinnen und der Dichter begaben sich literarisch in Küchen und Keller, probierten Traditionelles und Modernes, gaben Rezepte preis, entdeckten alte Speisen wieder und regten den Appetit des Publikums auf MEHR an. Rückblickend kann bestätigt werden, dass abwechslungsreiche Kost einfach bekömmlicher ist, als fader Einheitsbrei. Manfred Baumann moderierte begeistert durch den Abend. Für ihn als gebürtigen Tennengauer wirkten die Pinzgauer Worte „Müch, Möi, Muas“ wie Zungenbrecher. Er löste das Sprachproblem humoristisch und mit Beihilfe des Publikums.

Ein besonderer Ohrenschaus war die musikalische Begleitung durch die junge Emmi Klinger. Auf ihrer Steirischen Harmonika tischte sie die feinsten Köstlichkeiten auf. Nicht umsonst ist sie als eine der besten Harmonikaspielerinnen Österreichs bekannt.

Maya Rell



Gerlinde Allmayer, Max Faistauer, Maria Junger und Angelika Polak-Pollhammer



Emmi Klinger u. Moderator Manfred Baumann

Vorhang auf für die Lyrik

Markus Manfred Jung und Carolin Callies erhalten den Gerlinger Lyrikpreis 2022 und 2020 der Petra Schmidt-Hieber Literaturstiftung

Am Dienstag, dem 11. Oktober 22, überreichte die Stiftungsgründerin Petra Schmidt-Hieber in der gut besuchten Stadtbücherei die beiden Lyrikpreise und betonte, wie glücklich sie sei, zwei so „fluoreszierenden Bojen, ja Neonstangen im weiten Meer der Kunst“ diese Auszeichnung überreichen zu können und zu dürfen.

Zuvor hob der Bürgermeister der Stadt Gerlingen, Dirk Oestinger, hervor, dass es eine Ehre für die Stadt sei, als Namensgeberin für diesen Preis dazustehen. Er sich freue, dass der Gerlinger Lyrikpreis seit 2016 bereits einen überregionalen Bekanntheitswert erreicht habe. Er fügte noch an, dass durch diesen Preis der Lyrik in der Literatur eine Stimme verliehen werde. Er dankte Petra Schmidt-Hieber für die Auslobung des Preises sowie der Leiterin der Stadtbücherei und ihrem Team für die gute Organisation in der Bücherei.

Die Leiterin der Stadtbücherei, Annette Maucher, erwähnte in ihrem Grußwort, dass der Gerlinger Lyrikpreis ein weiteres Glied in der Angebotspalette der Bücherei darstelle und heutzutage eine Bücherei breit aufgestellt sein müsse, um die verschiedensten Interessen und Bedürfnisse ihrer Leser*innen befriedigen zu können.

Markus Manfred Jung, geboren am 5. Oktober 1954 in Zell im Wiesental, Sohn des alemannischen Mundartdichters Gerhard Jung und seiner Frau Klara, geb. Wuchner, aufgewachsen in Lörrach, lebt mit seiner Frau, der Malerin Bettina Bohn, in Hohenegg, Kleines Wiesental. Studium von Germanistik, Skandinavistik, Philosophie und Sport in Freiburg im Breisgau und Oslo, Norwegen. Gymnasiallehrer (bis 2018) und Schriftsteller.

Einige Auszeichnungen und Preise, u.a. „Dr. Alfred Gruber-Preis“ (1. Förderpreis) beim Wettbewerb Lyrikpreis von Meran, Italien, 1998; „Lucian-Blaga-Poesiepreis“, Cluj Napoca/Klausenburg, Rumänien, 2001; „Landespreis für literarisch ambitionierte Kleinverlage 2006“ für den Drey-Verlag; „Jahrespreis der deutschen Schallplattenkritik 2007“ für IKARUS (mit Uli Führe).

Die letzten beiden Lyrikveröffentlichungen waren: verfranslet diini flügel, Alemannische Gedichte, Drey-Verlag, Gutach, 2008 und Schluchten von Licht, mit Bildern von Bettina Bohn, Alemannische und hochdeutsche Gedichte, ebd. 2015

Die Jury des Gerlinger Lyrikpreises 2022 - bestehend aus Michael Braun, Irene Ferchl, Walle Sayer, Hans Thill und Wolfgang Tischer - begründet ihre Entscheidung für Markus Manfred Jung wie folgt: „Markus Manfred Jung bringt die Mundart, in der er lebt, das Alemannische, in einer zeitgemäßen Art und Weise zum Klingen, zum Leuchten. Er arbeitet in seinen Gedichten mit dem Musikalischen und dem Lautmalerischen des Dialekts und erschließt mit seiner Gegenwärtigkeit Themen jenseits aller Tümelei“. Walle Sayer, der die Laudatio für Markus Manfred Jung hielt, sagt zu dem alemannischen Dichter: „In seiner Lyrik geht es ihm, laut einer Selbstaussage, vor allem darum, das eigene und eigen-artige Sprachinstrument Mund-Art in einer zeitgemäßen Weise zum Klingen zu bringen. Dialekt und Mundart: Bei Jacob Grimm (Geschichte der deutschen Sprache, 2 Bände, 1848) sind die Dialekte die Äste eines Sprachbaumes, die Mundarten die Zweige an den Ästen.

Inzwischen sind Dialekte etwas, das von Instituten erforscht wird. Mundarten sind sich wandelnde, gesprochene Alltagssprachen, die ihre verbliebenen Refugien haben. Und irgendwo im Hinterkopf schwirrt noch das geflügelte Wort vom Dialekt als Goldreserve der Hochsprache. Die Mundart sei die Sprache mit der größten Notwendigkeit, konstatierte Martin Walser einmal. Und meinte damit vielleicht, dass es Dinge, Sachverhalte gibt, die sich, so wie sie sind, nur in Mundart ausdrücken lassen. Die Mundart ist also nicht nur eine andere Art zu sprechen, sondern sie ist eine andere Art von Denken, Sehen, Empfinden und Fühlen, hat ihre eigene Modulation von Wirklichkeit, eine andere Gedächtnisfrequenz.

Die Themen seiner Gedichte, ihre Ausdrucksfülle, reichen vom Basler Totentanz, den Lebensfäden von Emma Sara Isaac, einer nach Auschwitz deportierten Jüdin, bis zum Leben als Kartenspiel/Charteschpil. Sie sind als Reminiszenz z.B. Erika Burkart gewidmet oder Johan-

nes Kühn. Markus Manfred Jung arbeitet mit Schatten, Oberlicht und Maulwurfsdunkel, durchschreitet Spätsommertage, schreibt Nebelelegien, sieht dem Wolkentreiber Wind nach, zeichnet mit Worten der Haare Wellenwirrnis/Wellewurlate auf den Kissensand, gewahrt Schruppelbirnen und schwarzgedörnte Äpfel, reimt Gottesacker auf Sondermülldeponie und fragt im Freiburger Münster ins Mittelschiff hinauf: wie chan e weidbueche wüsse/ dass si pfiiler wird/ wo de himmel/ trait: wie kann eine Weidbuche wissen/ dass sie Pfeiler wird/ der den Himmel/ trägt

Der Gerlinger Lyrikpreis ist nicht die erste Auszeichnung seiner Arbeit. Hervorzuheben sind außer unzähligen Mundartpreisen die Würdigungen über diesen Rahmen hinaus. Für „Ikarus“, eine Vertonung von 22 seiner Gedichte durch den Liedermacher Uli Führe, gab es 2007 den „Jahrespreis der deutschen Schallplattenkritik“ in der Kategorie „Grenzgänge der Musik“; 2001 den Lucian-Blaga-Poesie Preis in Klausenburg, Rumänien für seine von Mircea Vaida-Voevod ins Rumänische übersetzten Gedichte; und 1998 erhielt er den 1. Förderpreis beim renommierten Lyrikpreis Meran.

Bei diesem Lyrikpreis, bei dem wir (Markus Manfred Jung und Walle Sayer) uns kennenlernten, las er unter anderem das Gedicht „zämme läse“, wo das Lesen, das Auflesen und das Zusammenlesen untrennbar miteinander verwoben werden:

zämme läse

zämme läse
 d scherbe
 splitter spiegel sprooch
 verbocheni
 verschtückleti welt
 zämme läse
 stückle
 s git nie öbbis ganzis nie
 zämme läse
 richte
 s git öbbe öbbis
 neus
 zämme
 zämme
 gläse

Unter diesem Dialektgedicht stand eine Übersetzung, eine Übersetzungshilfe.

zusammen lesen// zusammen lesen/ die scherben/ splitter spiegel sprache/ zerbrochene/ zerstückelte welt// zusammen lesen/ flicken/ es gibt nie etwas ganzes nie/ zusammen lesen/ richten (darüber richten; bereiten; gerade rücken)/ es gibt etwa etwas/ neues/ zusammen// zusammen/ gelesen

Damit, durch diese Übersetzungshilfe, so scheint mir, soll die besondere Art von Hermetik, die der Mundart eigen ist, aufgelöst, soll diese Sprache entgrenzt werden. Doch auch für Mundartgedichte gilt die Maxime, dass Gedichte eigentlich nicht übersetzbar sind, besteht das alte Übersetzungsdilemma: hält man sich mehr an den Inhalt oder an den Klang, die volle Intonation, an den Rhythmus, die Sprachmelodie:

s git nie öbbis ganzis nie / es gibt nie etwas ganzes nie
 s git öbbe öbbis neus / es gibt etwa etwas neues

Die hochdeutsche Übersetzung seiner Gedichte ist also eine mögliche Lesart, die er uns anbietet, vielleicht könnte man auch sagen: eine kunstvolle Interlinearversion, mit der wir, die Leser, die Möglichkeit haben, uns diese Zeilen selbst zu übersetzen, sie nachzudichten. Zwei Stimmen zu diesem Gedicht will ich ihnen nicht vorenthalten. Kurt Drawert sagte dazu: Ich bin besonders vorn Vortrag dieser Gedichte beeindruckt. Erst im Vorlesen haben sie mir ihre Intentionalität erschlossen, habe ich die ganz Spielbreite dieser Gedichte erfasst. Durch die Lesung wurde ich völlig überzeugt. Das war hinreißend, wunderbar. Was für ein Rhythmus, was für eine Sprache!

Und Klaus Merz ergänzte: Was ich an diesen Texten besonders schätze: Dass vom ersten Gedicht an ein Ton angeschlagen wird, der durchhält, auch durch die anderen Gedichte hindurch bis zum letzten Gedicht, bis „zämme läse“, wo das dichterische Credo des Autors nachlesbar wird.

Presseverlautbarung der Stiftung

Passirrt isch passirrt

Beim ersten Lesen verstehe ich nicht viel. Beim zweiten und dritten Lesen – und ich muss es laut lesen – verstehe ich einige Wörter. Noch einmal anfangen und plötzlich erschließt sich der Text: ich werde fortgetragen von Klang und Rhythmus der Sprache, die Kombination von Wörtern macht den Inhalt des Gedichts assoziativ spürbar, sichtbar, hörbar. Nach fünfmaligem Lesen staune ich lustvoll, was der Dichter Erwin Messmer mit dem Sankt Galler Dialekt auszudrücken vermag. Aberäbä für mich anfangs nicht einfach. Schpööter, wenn ich den wunderbaren Gedichtband entschlüsselt habe, kommt mir vor, ich habe an Läbäsärfähig gewonnen. Das taugt mir ungemein und ich sage: Schöö ischäs!

Gerlinde Allmayer

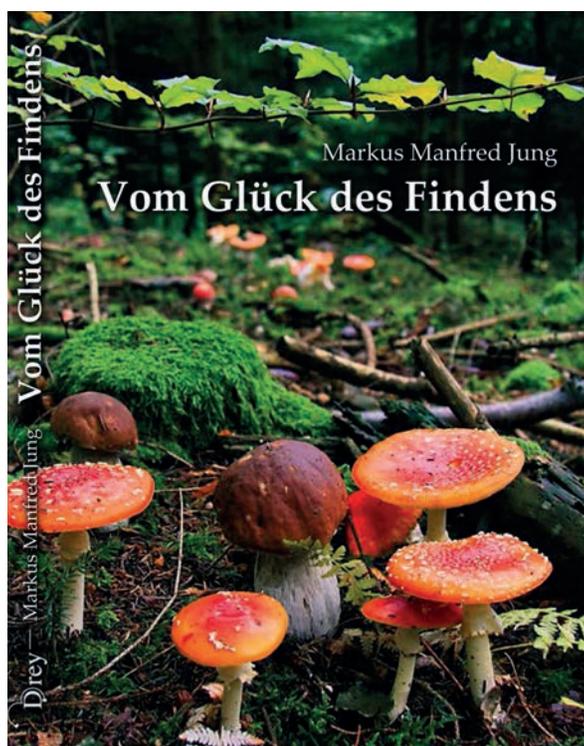
Erwin Messmer,
Passirrt isch passirrt,
edition spoken script
ISBN: 978-3-03853-122-7
184 Seiten 25,00 CHF



Vom Glück des Findens

Seit er gleichzeitig denken und laufen kann, ist der Autor leidenschaftlicher Pilzsammler und Waldgänger. An der Hand des Vaters und später dann zusammen mit anderen begeisterten Menschen lernte er die Welt der einheimischen Pilze kennen und bewundern. Was und wer ihm dabei begegnet ist und wie er das Glück des Findens als Resultat einer Lebenshaltung erfahren durfte, wird in 33 kenntnisreichen, amüsanten Geschichten mit Tiefgang erzählt, und zwar jeweils in der Erstsprache Alemannisch und der dazugelernten zweiten Variante: dem Standarddeutschen. Wer Freude an Sprache hat, entdecke die Unterschiede. Eigene Pilzbilder und Aufnahmen zahlreicher Freundinnen und Freunde illustrieren den jeweiligen Text. Markus Manfred Jung, 1954 als Oktoberwaage in Zell im Wiesental geboren, wuchs in Lörrach auf. Er studierte Germanistik, Skandinavistik, Philosophie und Sport in Freiburg und Oslo/Norwegen, war 33 Jahre lang Lehrer am Gymnasium in Schopfheim und Schriftsteller. Er lebt zusammen mit seiner Frau, der Künstlerin Bettina Bohn, in Hohenegg/Kleines Wiesental, direkt am Schwarzen Wald.

Markus Manfred Jung,
Vom Glück des Findens, Drey-Verlag Gutach,
2022. ISBN: 978-3-948482-06-0,
128 Seiten, 20.- €





Tagungsrückschau Finkenwerder

